

Im Lande meiner Modelle

von

Wilhelm Fuhrer



Verlag von Slinkhardt & Biermann
Leipzig ~ 1918





Nashörner

Beim ersten Betreten afrikanischen Bodens und bei den erstmaligen Begegnungen mit einem „faru“, wie der Suaheli das Nashorn nennt, am selben Tage gleich dreimal von solchen Dickhäutern attackiert zu werden, ist für den Anfang doch etwas reichlich.

Das war im Sommer 1891 auf meiner ersten Reise nach dem Kilimandjaro. Mehrmals hatte ich schon Nashörner gefährtet, und auch schon mehrere in der Ferne gesehen, aber zu Schuß war mir noch keins gekommen. Nur Flußpferde standen damals auf meiner Schußliste als stärkstes Wild. Da kam die erste Bekanntschaft mit dem „faru“, und das schneller, als ich ahnte.

An jenem denkwürdigen Tage befinde ich mich gar nicht auf Jagd, sondern auf dem Marsche, etwa zwei Tagereisen westlich des Jipejees. Streckenweise führt mich mein Weg durch lichte Obstgartensteppe, so benannt, weil die kleinen, knorrigen Bäume unseren heimischen Obstbäumen täuschend ähnlich sehen. Dann kommen wieder Strecken, an denen das Gras eine ziemliche Höhe aufweist, und offenere Stellen, wo der braunrote Laterit-Boden als Blöße zutage tritt.

Ohne jeden Weg und Steg geht es dahin. Nach einer Stunde gelangen wir an eine solche grasfreie Stelle, die wir überkreuzen. Ich marschiere an der Spitze der Karawane und bin gerade im Begriff, auf der anderen Seite wieder ins Gras einzudringen, da schallt mir ganz nahe ein lautes Pusten und Pfeifen entgegen.

So plötzlich ich das vernehme, so blitzschnell rast auch schon wie eine Maschine ein Nashorn wenige Schritte vor mir auf mich zu. Das alles geht so schnell und unerwartet vor sich, daß ich dem Boy die Büchse nicht mehr aus der Hand reißen kann. Schon ist das Nashorn bei mir — —

Da fliege ich urplötzlich ins Gras, ob durch mein Straucheln oder durch eine Anrumpelung seitens des „faru“, weiß ich nicht. Ich merke, daß ich keinen Schaden genommen habe und bin sofort wieder auf den Beinen.

Aber ich bin allein auf weiter Flur! Nichts rührt sich, nichts zu sehen, nichts zu hören ringsum. Und wie sieht es aus um mich her! Da liegen im wilden Durcheinander meine Lasten zerstreut umher, dort eine heile und da eine in die Brüche gegangene Wasserkalebasse; hier eine Zebrafellsandale, und dort Stöcke, ein Speer und andere nette Sachen. Nur von den Besitzern ist nichts zu sehen.

Da blicke ich auf einen Baum, und — alle, alle sind sie da! Wie eine dichte Masse

kleben sie auf den Ästen. Meiner lebenswürdigen Aufforderung, mir schleunigst wenigstens meine Büchse herunterzubringen, kommt der gute Boy sehr fix nach. Dann wird gerufen und gepfiffen, und bald sind auch die anderen, die den rettenden Baum nicht mehr erreichen konnten, wieder zur Stelle. Keiner der Helden hat Schaden genommen; von meinen Lasten kann ich das leider nicht behaupten.

Und weiter geht der Marsch. Nach zweistündigem Wege gewähre ich der Karawane eine Viertelstunde Rast. So mögen wir alsdann wieder einige Kilometer gezogen sein, da sehe ich Frankolinhühner auf einem Baume. Schnell vertausche ich die schwere Büchse, die ich jetzt nach der eben erlebten Attacke wohlweislich trage, mit der Schrotflinte und schiebe während des Anpirschens eine andere Patrone hinein. Indessen zieht die Karawane langsam weiter. Da plötzlich großes Geschrei: „faru — faru — faru!“

Sofort wende ich mich um — richtig — rasen doch diesmal gleich zwei Nashörner mitten durch meine Leute!

Der vorderste Dickhäuter, ein ganz kapitaler Bulle, hat im Nu den ersten Mann auf die gesenkten Hörner genommen. Nun fliegt der arme Teufel — es ist mein Koch — samt seiner Last wie ein Spielball in die Höhe. Mit mächtigem Salto mortale geht's durch die Luft, über den Rücken des dahinstürmenden Unholdes hinweg. Dann fällt er zu Boden und bleibt wie tot liegen. Ein zweiter Mann erhält auch noch einen unsanften Rippenstoß, worauf er laut brüllend zur Seite fliegt.

Was ich sehe, ist nur ein wüstes Durcheinander. Flüchtende Menschen, zwei graue Kolosse, und wie Bälle durch die Luft fliegende Lasten. Alles rennet, rettet sich und flüchtet. Mit affenartiger Geschwindigkeit werden Bäume erklettert, stürzt man ins Gras zur Deckung. Auch mein braver Gewehrboy, der, wie er mir später versicherte, des anderen Nashorns wegen nicht mehr zu mir flüchten konnte, sitzt mit meiner schweren Donnerbüchse auf dem Baume, wo er am höchsten ist.

Und ich stehe total frei und offen da, die Schrotspritze mit Nr. 5 geladen, und muß der ganzen Attacke zusehen! Ich kann nur beide Läufe als Schreckschüsse abfeuern. Weiß ich doch im ersten Augenblick überhaupt nicht, ob der Bulle nicht doch noch die Absicht hat, den am Boden Liegenden weiter zu bearbeiten. Er tut es aber nicht. Beide Nashörner stieben jetzt wie wild in den Busch.

Und mein Koch? Ein Wunder! Er hat trotz seiner Luftreise keinen sichtbaren Schaden erlitten. Er klagt über Hüftschmerzen und humpelt gewaltig — ich kann's ihm nachfühlen. Aber bald erholt er sich. Jedenfalls hat der Knabe großes Glück gehabt und war sehr günstig gefallen. Wie ich ihn so auf die Erde schlagen sah, hatte ich doch große Angst um ihn.

Nun sind, genau wie vor ein paar Stunden, alle Leute wieder beisammen. Man ist vergnügt; allgemeines Lachen erfüllt die Luft. Dabei wird die Situation unter vielem Trara besprochen, und die am schnellsten geflüchtet sind, führen natürlich das größte Wort.

Da ich bei der Sache mit meiner Schrotflinte auch eine komische Rolle gespielt, kann ich mich des Lachens gleichfalls nicht ganz enthalten. Hätte ich übrigens wirklich die Büchse gehabt, ich hätte doch nicht schießen können, weil die „kifaru“ keinen Augenblick frei waren.

So ist bei dem Erlebnis nichts weiter zur Strecke gekommen; nur der Koch ist lahm und eine Last ziemlich ramponiert. In dieser befand sich mein „letztes Porzellan“, das bei solcher unsachgemäßen Behandlung natürlich zum Teufel gegangen ist. Das gleiche Schicksal erlitt mein Malkasten und Palette. Nur das schöne, saftige Frankolin, das ich schon im Topfe zu haben glaubte, befindet sich bei bestem Wohlergehen. Und da ich bis zum Lager kein eßbares Flugwild mehr antraf, so wandern jetzt ein paar zweifelhafte „Frankfurter“ mit etwas Gemüse in meinen leeren Kochtopf. Ein kranker Koch, eine schmale Kost, das ist nun mal für einen gesunden Appetit nach solchen Anstrengungen nicht gerade die glücklichste Zusammenstellung. Aber ich habe in meinem Leben auch gelernt, den bewußten Riemen, wenn nötig, von Loch zu Loch enger zu schnallen. Die Methode ist zwar nicht besonders beliebt, sie hat aber ihr Gutes.



Kaum habe ich am Nachmittag Lager gemacht, läßt mir die Jagdlust keine Ruhe. Die Nashörner vom Vormittage haben sie in mir angeregt; ich kann es kaum erwarten, bis ich das erste Stück erlegt habe. Und nun renne ich schon wieder mit der Büchse herum — ruhelos.

Das Gelände ist wenig übersichtlich. Ganz warme Fährten kann ich zunächst überhaupt nicht finden. Und meine Zeit ist kurz, die prächtig gefärbte Sonne steht schon bedenklich tief am Horizonte. So ist der Zeitpunkt gekommen, wo ich umkehren muß.

In der Nähe des Lagers gebe ich die Büchse dem Boy und stecke mir eine Pfeife an. Flott geht es heimwärts angesichts des herrlichen Sonnenunterganges. Da, ich überschreite wieder so eine kleine freie Stelle, ertönt plötzlich das bekannte pfeifende Pusten und Schnaufen. Gleichzeitig saust auch schon wie der Bliß von links aus dem Grase ein Nashorn auf mich zu. Ebenso schnell will ich hinter mir nach der Büchse greifen. Ja, wohl — die ist mit meinem Boy und den anderen beiden Kerls noch schneller verschwunden!

Rafen möchte ich am liebsten vor Wut, aber selbst dazu bleibt mir kaum eine Sekunde Zeit, denn das anscheinend genau so wütende Rhinoceros kommt in unheimlicher Fahrt auf mich los. Es senkt bereits seinen schweren Schädel, und ich finde nur Zeit, mich nach rückwärts in einen Busch zu werfen. Habe ich doch gar keine Lust zu einer etwaigen Luftreise à la Koch. Und mit meiner ewigen Ruhe hat es ja auch noch etwas Zeit.

Nach meinem Seitensprunge habe ich aber noch lange nicht die Gewißheit, daß das Nashorn mich aufgegeben, es ist sehr wahrscheinlich, daß es nochmals kehrt macht und seinen Angriff wiederholt. So bleibe ich also, nachdem das mächtige Tier dicht an mir vorübergerannt, ruhig in den infamen Dornen liegen. Dabei scheint mir, daß es einen kleinen Bogen zurückbeschreibt, als wenn es von neuem angreifen wollte.

Aber nein, es ist fort — Gott sei Dank!

Nun erst kriech ich aus meinem Dornenbusch, der mich böse zugerichtet hat. Ich schweißte aus unzähligen Rissen. Auch den Tropenhelm stülpe ich mir wieder auf, den das Nashorn um ein Haar zertreten hätte. In rosigster Verfassung stehe ich da, allein, wie immer. Das bin ich nun bald gewöhnt. Und dann schwöre ich mir im stillen einen heiligen Eid: die Büchse gebe ich nicht mehr aus der Hand!

Natürlich, an dem ganzen Pech bin ich im Grunde genommen selbst schuld. Bequemlichkeit; und warum muß ich mir die Pfeife zu solcher Zeit anstecken? In meinem Gram möchte ich schon die unschuldige „Muße“ in den Busch schleudern.

So ziehe ich denn mit großem moralischem Katzenjammer, mit einer Menge guter Vorsätze und ebensovielen schlechten Erfahrungen lagerwärts.

Am Abend gibt's dann noch weitere Überraschungen, wie ich mir die Lasten näher beäuge. Herrgott, was hätte da nicht kaput zu sein brauchen!

Das war mein erstes „Rhinocerosdebüt“.

Eines Tages suche ich wieder einmal mit dem Glase die Steppe ab. Viel Wild steht umher: Giraffen, Zebras, Oryx- und andere Antilopen. Und dort neben den Dornenbüschen stehen auch zwei Nashörner; das eine tut sich gerade nieder. Unter günstiger Deckung kleiner Sträucher erreiche ich einen bewachsenen Termitenbau und kann nun die wunderlichen Tiere gut beobachten.

Neben dem niedergelassenen Stücke, das ich für ein weibliches halte, steht wiederkäuend der starke Bulle. Bei beiden klappen die Gehöre hin und her. Auch die kleinen, von vielen Fliegen gepeinigten Lichter zwinkern unausgesetzt. Auf dem stehenden Nashornbullen klettern drei rotschnäblige Madenhacker umher. Ein kleiner Fledermaus will ihm an seinen ziemlich zerfransten Gehören herumpicken, aber mit energischem Kopfschütteln wehrt ihn der Bulle ab.

Diese zudringlichen, Maden und Insekten suchenden Stare scheinen eine ständige Plage für das arme Wild zu sein. Wie die Kletten hängen sie sich an jeder beliebigen Körperstelle mit ihren spitzen Krallen fest und quälen das Tier durch schmerzende Schnabelhiebe mitunter bis zur Raserei. Die anfangs kleine Wunde wird immer größer; Entzündung, Vereiterung und Fliegenplage tun dann das übrige, um die Heilung auszuschließen. Aber damit noch nicht genug, es kommt auch noch alle Augenblicke so ein Quälgeist und arbeitet in der schmerzhaften Wunde emsig herum. Was nützt es da, wenn

sie auf Augenblicke von ihrem Wirte vertrieben werden. Ich habe Wild gesehen, was unter dieser Plage förmlich rastete und sich erst beruhigte, als die Quälgeister weitergeflogen waren.

Diese Vögel sind in jeder Beziehung von unverschämter Dreistigkeit. Sah ich doch einmal auf den Rücken einer zahlreichen Herde Ziegen eine Menge Madenhacker. Diese Gelegenheit wollte ich benützen, um mir einen solchen für meine Sammlung zu schießen. Ich ging an die Herde heran in der Annahme, daß nun die Vögel auffliegen würden. Aber den Gefallen taten sie mir nicht, sie hüpfen nur ein paar Ziegen weiter. Viele Male ging ich in Anschlag, soviel der Hirt auch scheuchte — ebenso häufig mußte ich absetzen. So gelang es mir tatsächlich nicht, einen dieser rotschnäbligen Halunken zu erwischen, wollte ich nicht auch die betreffende Ziege zur Strecke bringen. —

Nun tut sich auch der Nashornbulle nieder, wovon die Madenhacker keine Notiz nehmen. Ohne merkliche Bewegung bleiben sie sitzen. Der Bulle hat indessen seinen bewehrten faltigen Schädel mit stupidem Pusten auf den mit einer Schlammkruste bedeckten Widerrist des Weibchens gelegt.

Da ertönt ein mehrmaliges feines Quietschen, und bald darauf erscheint ein Junges, das bisher hinter einem Strauche verborgen war. Es ist nicht viel über einen Meter hoch. Es schreitet auf die liegende Mutter zu, beschnuppert ihren Kopf und dehnt und schrubbert sich dann an ihrem Körper herum. Alles unter Gequietsche.

Das Nashorn-Kleine äußert in seiner Gebärden Sprache einen Wunsch, und er wird ihm erfüllt. Die Mutter steht auf. Im selben Augenblick fährt ihr der Sprößling ans Gesäuge.

Der Alte bleibt ruhig liegen. Nach einer Weile dreht er sich nur auf die Seite, dann wälzt er sich etwas, setzt sich wieder auf, und schließlich streckt er den Kopf auf der Erde geradeaus. Dabei fegt sein starkes Pusten aus dem Windfang zwei lange, kerzengerade Staubwolken weg.

Gesättigt kommt das Kleine zum Bullen. Er ist zweifelsohne „der Vater von dem Kind“. Es stellt sich neben ihn ins Gras und schnuppert an ihm herum. Dabei höre ich wieder den siependen Ton. Vielleicht will es sagen, daß ihm das vertrocknete Gras gar nicht gefällt. Aber der Herr Vater hat so seine Gedanken für sich und beachtet es nicht. Darum macht das Kleinchens kurz entschlossen kehrt und wendet sich nochmals an die Frau Mama.

Nun hat das Junge wohl genug gespeist. Es kommt wieder zum Vorschein, gefolgt von der Mutter. Während es sich in den spärlichen Schatten des Alten legt, tut sich die Alte etwas abseits im dürftigen Schutze des Dornenbusches nieder. Ein Madenhacker streicht zu ihr hinüber; er kehrt aber bald wieder zurück. Alle drei Vögel verlassen jetzt ihre Stätte.

Da ruht die Familie und hält ein friedliches Nashornschläfchen. Das heißt, sie tun zum Teil bloß so. Denn die beiden Alten lassen ihre Umgebung durchaus nicht aus den Augen.

Lange Zeit bleibt das Bild unverändert. Und die schwere Büchse liegt längst im Anschlag. Ich habe schon 2-mal visiert, aber den Finger immer wieder vom Drücker

genommen, weil ich nur sehe und sehe. So günstig habe ich Nashörner überhaupt noch nicht beobachtet. Ich kann es nicht übers Herz bringen, gerade dieses Familienbild jäh zu zerstören. Ich will es auch die beiden da drüben nicht entgelten lassen, was mir bisher ihre Sippe an schlechter Behandlung zuteil werden ließ.

Nun fängt aber das platte Liegen auf dem schrägen Termitenhügel doch an, ungemütlich zu werden. Meine Glieder sind steif wie ein Stück Holz. Schon will ich meinen Posten aufgeben, da steht der Bulle, und gleich darauf das Junge neben der Alten auf. Ein Weilchen scheinen sie sich noch zu besinnen, dann ziehen sie seitlich ab.

Steif und schwer erhebe ich mich und ziehe gleichfalls von dannen.

In der Ferne stehen Herden Zebras. Ich schätze, die ich vor mir habe, auf mindestens 700—800 Stück. Und nun zeigen sich auch noch Hunderte von Weißbartgnus! Dicht gedrängt steht die dunkle Masse. Ich muß den Genuß noch haben, diese gewaltige Herde flüchtig zu sehen. Deshalb nähere ich mich ihnen, so lautlos das geht, und mache mich plötzlich bemerkbar.

Zuerst gibt es ein allgemeines Sichern, eine kleine Unruhe. Wie ich aber jetzt laufend heranzukommen versuche, gehen sie geschlossen unter dumpfem Gepolter ab, viele in wilden Kapriolen. Schon nach hundert Metern bleiben sie alle stehen und verhoffen. Ich immer nach. So wiederholt sich das gleiche Spiel noch mehrere Male.

Zwei Warzenschweine gehen trollend ab. Ein Ducker schlüpft noch schnellstens unter einen Busch. Dann findet ein Mann eine große, gelb-schwarz gezeichnete Schildkröte, die sogleich in den Rucksack wandert. Eine duftende Modaturtlesuppe habe ich ja noch nie verachtet.

* * *

Eine Marschstunde ist bereits im lichterem Gelände ohne besondere Ereignisse vergangen, da sichte ich in der Ferne ein einzelnes, ziehendes Nashorn. Es entpuppt sich als ein Bulle. Nun gibt es keinen Halt mehr für mich.

Ich gebe den Leuten Befehl, zurückzubleiben, und nehme nur den Gewehrboyn mit. Dieser meint zwar: „Herr, das „faru“ wird uns annehmen!“

„Ja, mein Sohn,“ belehre ich ihn, „das will ich ja gerade! Aber das eine sage ich dir jetzt schon: wenn du Knabe etwa den leisesten Versuch machst, auszukneifen, erhältst du einen kräftigen Denkartel. Also los — einen Schritt hinter mir, nicht weiter, sonst — — —“

Er scheint mich genau verstanden zu haben.

Das Gras steht in einzelnen lichten Büscheln; auch Sträucher sind vorhanden, die zum Teil recht gute Deckung geben. So habe ich mich bereits unter günstigem Winde bis auf ungefähr 80 Gänge angepirscht. Da bleibt der Bulle stehen und sichert nach der entgegengesetzten Richtung. So leise wie möglich pirsche ich mich noch näher heran. Nun habe ich einen morschen, zusammengebrochenen Dornenbusch erreicht. Ich bin auf knapp 40 Schritt heran.

Verdammt! Knackt doch so ein verwünschtes, unsichtbares Ästchen unter dem weichen Grafel

Mit schlechtem Gesicht, aber dafür unheimlich scharfem Gehör ausgestattet, hat der Bulle dieses winzige Geräusch sofort wegbekommen. Im Nu fährt er herum, stellt sich spitz und sichert mit erhobenem Kopfe zu mir. Dann zwei oder drei Schritte nach rechts — ein geringes Pusten — — ein Moment gegenseitigen Anstarrens — — —

Imposant, gleich dem Elefant und Büffel eine urgewaltige Erscheinung, hebt sich die riesenhafte Silhouette vom flimmernden Himmel ab. Ich weiß, sowie das Nashorn den Kopf senkt — die übliche Angriffsstellung —, ist es auch schon da wie der Blitz. So stehen wir beide einen Moment, Auge in Auge, Jäger und Wild, nicht wissend, was die nächsten Sekunden bringen werden.

Mein Schuß löst die Spannung aus.

Durch den starken Rauch der Büchse sehe ich nur ganz undeutlich, wie der Bulle plötzlich herumgeschwenkt und sich im Kreise dreht. Dann kommt er auf mich zu. Da kracht der zweite Schuß und bringt den Riesen zu Fall.

Gebrochen ist der Bann — das erste Nashorn zur Strecke gebracht! Welch unbeschreibliche Freude! Nun wird die Beute eingehend besichtigt, befühlt und betastet. Dann kommen die Leute, die natürlich das ganze Jagderlebnis lang und breit besprechen. Und wenn sie auch keine ideelle Freude an der Sache haben, so desto größere materielle im Vorgenuß der vollen Fleischtöpfe. Ich freue mich auch jetzt wieder über ihre kindliche Ausgelassenheit; meine ganze Garde tanzt um den Dickhäuter herum. —

Diesem Bullen folgten schließlich noch mehrere, und es „klappte“ im allgemeinen immer dabei — Gott sei Dank! So kann ich von den üblichen Nashorngruselgeschichten nichts erzählen. Nur einmal wäre es beinahe sengerig geworden.

Es war Regenzeit, und was für eine! Fast ein halbes Jahr kostete ich sie in allen Potenzen durch. In der unter tiefem Morast und Wasser stehenden Mkatasteppe saß ich tagelang in geradezu fürchterlichen Verhältnissen fest. Es ging weder vor- noch rückwärts.

Endlich finde ich in der Nähe eines felsigen Berges namens Nguru na Ndege günstigere Geländezustände und einen Platz, wo das Zelt wenigstens nicht mehr im Morast zu stehen braucht. Abends und nachts noch fürchtbarer Regen. Ich habe aber in den letzten Tagen beobachtet, daß es fast regelmäßig von mittags bis zum nächsten Morgen in Strömen gießt, vormittags aber im allgemeinen regenfrei ist. Darauf baue ich meinen Plan für morgen.

Wie ich frühzeitig aufbreche, lagert noch schwerer, feuchtkalter Nebel über der ganzen Landschaft; ich ziehe in die Steppe hinab mit der stillen Hoffnung, daß es wenigstens von oben trocken bleiben wird.

Kaum haben wir das Lager hinter uns, schlängelt sich eine starke Puffotter über den Weg. Ich erlege das unheimliche Reptil und hänge sie an einen Strauch.

Es ist absolut keine Fernsicht, wir tappen im Nebel kreuz und quer umher. Dabei flüchtet eine verspätete gefleckte Hähne keifend über das Geröll und verschwindet sofort hinter einem mächtigen Felsblock. Dann geht ganz nahe ein starkes Rudel Schwarzfersenantilopen ab.

Auch ein Flößchen wird an geeigneter Stelle überschritten. Noch ist das Gelände ziemlich eben; bald wird es jedoch kupierter und buschig.

Als ich einen kleinen, dicht bewachsenen Erdhügel umschlage, höre ich plötzlich aus dem gegenüberliegenden Hügel lautes, schnarrendes Gequietsche. Beim Nähergehen entdecke ich im Dickicht zwei Honigdachs, die sich heftig bekämpfen. In der Hitze des Gefechts haben sie unser Nahen nicht bemerkt; sie keifen ganz entseztlich. Auf meinen blinden Schuß aus dem kleinkalibrigen Karabiner saust der stärkere Dachs kreischend ins Dickicht. Sofort renne ich um den Hügel herum in der Annahme, das Tier jetzt besser sehen zu können. Noch stehe ich gebückt da und gucke hin und her. Da stürzt plötzlich der rabiate Dachs aus dem Busche heraus und will mich mit allen Regeln der Kunst annehmen. Nu, du Frechdachs! Mit einem Kopfschuß quittiert er hart zu meinen Sinnen seine übereilte Attacke.

Der „njegäre“, wie ihn die Eingeborenen nennen, ist ein starkes, ausgewachsenes Männchen mit schönem, grauweißen Rücken und Kopfsattel. Seiner Schwarte entströmt ein durchdringender Moschusgeruch. Keiner der Leute will das Tier tragen. Aber im Lager betteln abends zwei meiner Wanamwesiträger dringend um den Kadaver. Es sind ältere Leute, die für solche seltenen Leckerbissen stets große Vorliebe zeigen. Sie lieben alle kleinen Raubtiere, und man könnte sie um ihren Appetit beneiden. Und der empfindlichste Hautgout — sie merken ihn wirklich nicht.

Wie ich mir dann den Fall „Honigdachs“ während des Weitergehens in mein Taschenbuch notiere, fällt mein Blick zufällig auf den Kalender: — Ostersonntag!

Bald bringt mich aber ein „Memento mori“ aus der kurzen Osterstimmung. Der sehr starken Zähne beraubt, liegt das schneeweiß gebleichte Skelett eines kapitalen Elefanten in einem Busch vollständig beisammen. Es könnte jedem Museum zur Zierde gereichen.

Nun pirsche ich wieder an einer anderen Stelle des Fließchens. Alte Fährten von Giraffen und Büffeln zeigen sich; sehr verwaschene vom Nashorn. Die Ufer sind hier felsig und zerklüftet; mit allerlei verworrenem Stachelgestrüpp, Büschen und einzelnen buschartigen Palmen bestanden, machen sie einen recht wilden Eindruck. Ich winde mich dicht am Ufer entlang und komme an Sandbänke, auf denen weiße, rundliche Felsblöcke herumliegen. Dabei schwelgt mein Malerauge in vielen herrlichen Bildern. Hätte ich jetzt mein großes Malgerät zur Hand, sofort setzte ich mich an die Arbeit. Aber diese Plätze will ich mir für später merken, heute soll nur das Jägerherz bedacht werden. Sind doch die vielen Nashorn- und Löwen Spuren recht beachtenswert. Sie scheinen von gestern abend zu stammen. Abseits vom Ufer kann ich sie aber leider des schlechten Geländes wegen nicht mehr verfolgen. Trotzdem pirsche ich bei Windstille weiter; etwas Wind dazu wäre mir natürlich lieber.

An einer nassen Regenrinne entdecke ich im hohen Graze frische Büffelfährten vom Morgen. Ich folge ihnen; dabei stoße ich mit dem Fuße auf ganz warme Nashornlosung. Wenige Schritte weiter abermals. Aus dem ganzen Befunde bestätige ich zwei Nashörner, die ganz in der Nähe sein müssen. Leider läßt sich keine Spur von Luftzug feststellen. Es ist eine feuchte, schwüle Gluthitze. In der Ferne rollt der Donner, sonst die übliche Stille vor dem Gewitter. Der Rauch meiner Pfeife steigt gerade in die Luft.

Nun halte ich von einem nahen Baume aus Umschau nach den Tieren; nirgends



Rubende Nashorn

Willy. Kuhnert

eine Spur. Überall hohes Gras und lichter Baumbestand. Vorsichtig nehme ich die Säbren wieder auf. Und ich habe Erfolg.

Nach etwa einer Stunde eräuge ich auf kurze Zeit zwei graue Rücken und sehe, wie sich ab und zu die Büsche bewegen. Der Wind, wenn auch erst nur ein ganz feiner Luftzug, scheint doch die rechte Richtung zu haben. Ich sage mir, mehr wie abgehen oder annehmen können die beiden nicht. Also frisch drauflos!

Bis auf 30 Schritte bin ich glücklich heran. Ich höre sogar die Tiere deutlich. Anscheinend verhoffen sie jetzt. Von dem größeren kann ich in dem hohen Grase nur die Hornspitze und die Gehöre sehen. Eine fatale Situation! Steht es spitz von vorn oder von hinten zu mir? Alle Augenblicke senkt es den Kopf. Und wenn dann die dürftigen Erkennungszeichen wieder einen Moment auftauchen, ist es mir doch nicht möglich, in dem hohen Grase die Stellung klar zu erkennen. Mein Begleiter meint, das große Tier steht von vorn; ich behaupte das Gegenteil.

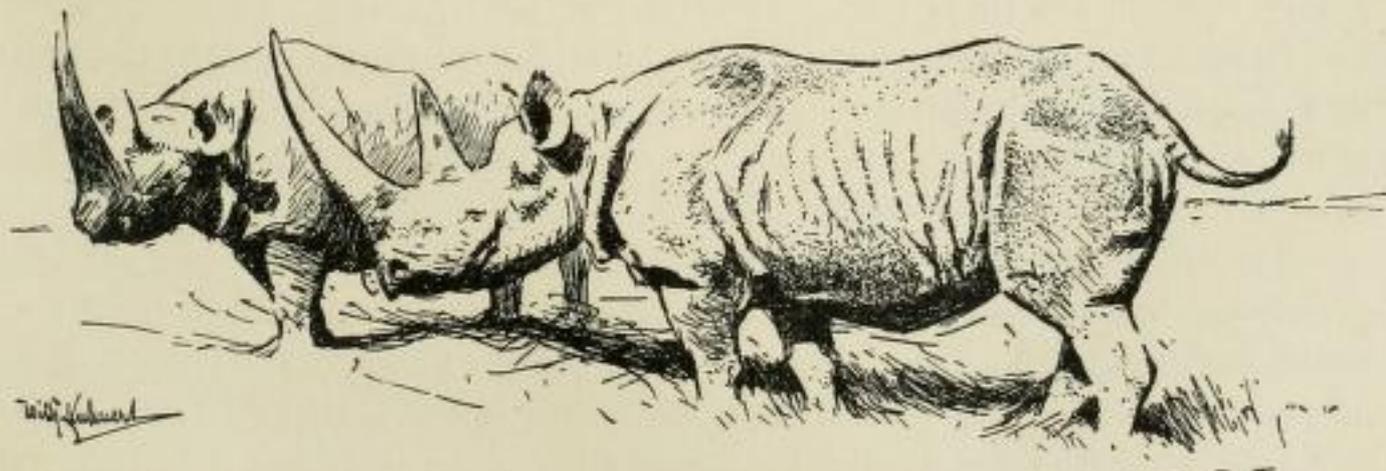
Ohne es sehen zu können, merke ich jetzt, daß sich das kleinere Nashorn legt. Es ist die Mittagszeit, wo sich diese Tiere überhaupt gern niedertun.

Ich bin noch ein paar Schritte nähergegangen, aber das Bild ist dadurch nicht im geringsten klarer geworden. Was soll ich machen? Von leichtsinnigen Schüssen bin ich gar kein Freund, aber haben muß ich das Nashorn!

Ich bin auf alles gefaßt. Vom rechten Gehör eine Kleinigkeit heruntergehend, gebe ich ihm eine Kaliber 9,3 und gleich darauf eine zweite. Kaum sind die Schüsse heraus, macht der Koloß kehrt und poltert auf mich los. Das alles geschieht in derselben Sekunde. Ich kann unmöglich mehr laden oder die zweite Büchse ergreifen. Es bleibt mir gerade noch so viel Zeit, mich auf meinem Platz rückwärts in einen Strauch zu werfen, und schon rast das wütende Tier in voller Fahrt auf zwei Schritt Entfernung an mir vorbei.

Mein Jagdboy, der bei der Attacke gerade noch hinter den Strauch geraten war, aber frei dastand, kommt nun an die Reihe. Kaum ist das Nashorn an mir vorbei, nimmt es auch schon den Boy an, der schleunigst auf einem bedenklich wackligen Baume Rettung sucht. Wild umkreist das Tier den Hochsitz, dann geht es nach dem Busch ab. Unmittelbar darauf hören wir das zweite im Bogen ankommen; es bleibt uns aber unsichtbar.

Nun erscheint der Boy von seinem Baume, und auch ich bin aus meinem Dornenbusch gekrochen. Recht nett sehe ich aus! Mein linker Arm blutet, weil er der Länge nach



aufgeschlitzt ist. Oberhalb der Augen rieselt das Blut übers Gesicht — ich kann kaum sehen —, und am übrigen Körper dringen rote Flecke durch die dürftige Kleidung. Mein Boy fragt voller Schrecken, ob mich das Nashorn so zugerichtet hat. Ich erzähle ihm kurz die Hauptsache, daß ich mich schleunigst rücklings in den Busch werfen mußte, daß das vorbeirasende „faru“ einen dornigen Ast beiseite trat und mir mit aller Wucht über Arm und Gesicht schlug, und daß ich mein Augenlicht jetzt lediglich meinem zur Abwehr erhobenen linken Arme verdanke. —

Für den Laien macht so ein Nashorn den Eindruck größter Schwerfälligkeit, und nur der Kenner weiß, mit welcher fabelhaften Fixigkeit so ein Dickhäuter rennen kann. Da merkt man nichts mehr von Größe, Schwere oder Unbeholfenheit; man sieht ihn laufen und staunt. Häufig rast das Nashorn in voller Flucht ein Stück am Jäger vorbei und wendet sich dann erst, wenn es wirklich annehmen will. Die Kenntnis dieser Eigentümlichkeit war wenigstens immer meine Rettung. Das Nashorn besitzt nach meinen Erfahrungen aber auch die Fähigkeit, im Augenblick auf dem Fleck zu wenden, wie das z. B. der Büffel tut.

Noch stehe ich mit dem Boy neben dem Strauche und reinige mir die Augen. Als ich dann lade, sehe ich zu meinem Schrecken, daß das 300-Meter-Visier hochgeklappt ist. Habe ich nun damit schon diesen nahen Schuß abgegeben, oder ist es nachträglich bei dem Angriff durch irgendeine Berührung aufgeklappt? Beides ist möglich; ich finde keine Erklärung.

Plötzlich hören wir abermaliges Brechen, und ehe wir überhaupt noch die Richtung feststellen können, rast auch schon das größere Nashorn abermals zwischen uns hindurch. Wir spritzen auseinander und ich gebe dem Tiere sofort beide Schüsse, wobei ich auch das andere, unsichtbare flüchten höre.

Nach diesem zweiten Angriff bleibt es still; die beiden Unholde sind endgültig verduftet. Auf dem Anschusse findet sich wenig Schweiß; auf der Anfangsfährte nur stellenweise. Ohne jeden Zweifel ist das Nashorn also krank, darum muß es zur Strecke, koste es, was es wolle.

Zuerst führt die Fährte durch hohes Gras, später über eine etwa 300 Meter breite, kurzgrasige und sumpfige Niederung. Nirgends mehr Schweiß. Scheußlich! Dann geht es im Busch aufwärts, von dort wieder fast 4 Meter steil hinunter in einen schluchtigen Regenbach, und schließlich wieder in die Höhe in dichten Busch. Hier hat das Tier gestanden. Schweiß und etwas flüssige Exung verrät das.

Strömender Regen setzt ein, und bald bin ich bis auf die Haut durchnäßt. So arbeite ich mich, gefolgt von meinen Leuten, mühsam durch das Pflanzengewirr. Da bricht und poltert es wenige Meter vor uns und wird flüchtig. Schießen ganz unmöglich. Ich sehe nur für eine Sekunde etwas Grauschwarzes.

Das Hosenknie geplatzt, das Hemd quer über den Rücken aufgerissen, über und über schwarz vor Schmutz, dabei ganz ohne Atem von dem Rennen und Folgen, erreiche ich endlich lichterens Gelände. Die Fährte bringt mich fast zur Verzweiflung; zuerst läuft sie an einer Erdspalte entlang, dann in der Spalte weiter, schließlich steigt sie wieder heraus und kehrt im großen Bogen durch das höhere Gras wieder zurück zur Erdspalte. Am

Rande liegt Schweiß. Etwa 100 Meter läuft dann die Fährte nochmals in der Rinne, dann führt sie nach jenseits in kupertes, steiniges Gelände mit reichlich Buschwerk und ohne Fernsicht. Das Gewitter ist im vollsten Gange. Blitze krachen, Donner rollen und rauschende Regengüsse hüllen die Landschaft in nebligen Wasserstaub. So übertönt das Tosen der Elemente das abermalige Nahen des Verfolgten.

Zum dritten Male werde ich angenommen. Infolge der Büsche ein ungünstiger Schuß. Wieder schwenkt das Nashorn ab. Und abermals geht es hinterdrein, was das Zeug hält. Einmal im Winkel, einmal im Halbkreis, dann wieder geradeaus, so geht es über eine Stunde lang im verschiedensten Gelände immer hinterher. Wie lange soll das so weitergehen? Die schwarzen Regenwolken täuschen bereits den Abend vor, aber die Uhr zeigt erst auf einhalb fünf. Mit Anspannung aller Kräfte geht die wilde Jagd weiter.

Eben hat uns ein kleines Dickicht mit vielen Schlingpflanzen aufgenommen. Gehen kann ich nicht mehr darin, nur noch kriechen. Wie ich mich dann einmal aufrichte, erblicke ich plötzlich auf etwa 15 Meter durch das Geäste mein Nashorn wieder. Breit und nach mir sichernd steht es auf einer kleinen, grünen Blöße. Blitzschnell gebe ich ihm Fangschuß. Es steigt in die Höhe und bricht auf dem Flecke zusammen.

Wie atme ich auf!

Morgens zehn Uhr war es, als ich die Fährte aufnahm, und jetzt zeigt die Uhr etwas nach einhalb sechs! Über sechs Stunden war ich also dem Reden durch dick und dünn im rasendsten Tempo gefolgt. Nun bin ich aber wirklich ausgepumpt und fertig. Aber ich habe die Genugtuung, mein Ziel erreicht zu haben; das läßt alle Unbill vergessen.

Meine Leute sinken apathisch ins Gras. Keiner freut sich wie sonst, keiner schwadroniert, keiner hätte gar Lust zu tanzen. Nur der Jagdboy, der mir diesmal brav auf dem Fuße gefolgt ist, steckt ein schwaches Lächeln auf.

Und trotzdem raste ich nicht lange. Denn der Rückweg ist weit; es gießt weiter. So wird das Nashorn nach Besichtigung der Schüsse zur Abwehr des Raubzeuges dicht mit Dornen bedeckt. Im Geschwindschritt geht es heimwärts; bald umgibt uns finstere Nacht. Strömender Regen hindert unser Fortkommen, nichts von den Tücken des Weges ist zu sehen, und nur ab und zu zeigen uns die aufleuchtenden Blitze die Richtung. Um einhalb zehn Uhr erst treffen wir in arg verwahrlostem Zustande im Lager ein, aber es wird nach Verrichtung der unerläßlichen Lagerarbeiten spät nach Mitternacht, ehe ich die müden Glieder bei Blitz und Donner ausstrecken kann. So endete ein erster Osterfeiertag, aber ich möchte die Erinnerungen an ihn nicht missen. —

Nach den Erlebnissen und Ergebnissen dieses Tages muß ich mir wieder die alte Frage vorlegen: warum benehmen sich diese Tiere so grundverschieden? Erst regelrechtes Attakieren, dann wiederum nicht die leiseste Notiz bei meiner Annäherung, und wieder ein anderes Mal beim geringsten Laut sofortige Flucht.

Es ist schon viel über die Psyche des Nashorns geschrieben worden, und in den gegenteiligsten Ansichten ist trotzdem ein Körnchen Wahrheit. Darum möchte ich behaupten, daß viel menschlich Individuelles bei allen diesen Beurteilungen der Tierpsyche mitspricht. Der eine Beobachter steht der Gefahr absolut kalt und gefaßt gegenüber. Der andere neigt bereits bei einer noch gar nicht bestehenden Gefahr durch seinen aufgeregten Zu-

stand zu Überschätzungen, die das ganze Bild des Tatbestandes verändern. Hier spricht zu vieles mit: Mut, schnelle Entschlossenheit und Vertrautheit mit den Lebensgewohnheiten und Lebensbedingungen des Tieres. Jeder Beobachter beurteilt das Tier nach seiner persönlichen Verfassung, der eine im größten Affekt, der andere in größter Seelenruhe. Dazu kommt, daß gerade afrikanisches Tropenleben eine hochgradige Gereiztheit zeitigt, die dann bei solchen Gelegenheiten leicht zu Phantasievorstellungen führt. Ich rechne das Nashorn unbedingt mit zu dem gefährlichen Wilde, aber doch nicht so ganz, wie es in der Allgemeinheit schlechtthin dargestellt wird. Die Fälle, wo Jäger Schaden litten oder zugrunde gingen, sind jedenfalls seltener, als allgemein angenommen wird. Ihre Ursachen sind wohl meist auf persönliches Pech, Leichtsinnsinn oder Unerfahrenheit zurückzuführen. Auch Zufälligkeiten können das Urteil trüben. Wenn einer z. B. den zweifelhaften Vortritt genießt wie ich, gleich bei seiner ersten Begegnung dreimal attackiert zu werden, dann liegt die Annahme nahe, daß er das Nashorn für ein ganz fürchterliches Ungeheuer ansehen wird. Vielleicht mit Recht. — Manchmal sieht ja so ein anscheinend ganz unmotiviert und blödsinnig daherrasendes „faru“ nicht gerade liebenswürdig oder vertrauenerweckend aus; ein anderes Mal aber gibt es wieder eine höchst harmlose Begegnung.

Ein wirklich treffendes Urteil hat der Neger; er sagt kurz und bündig: „kifarū wasimu“ — die Nashörner sind verrückt! Der Ausspruch ist ja etwas hart, aber er stimmt. In gleicher Gegend und in kleinster Zeitspanne habe ich gänzlich verschiedenes Betragen beobachtet.

Z. B. ein alter Bulle in offener Steppe. Er steht ganz frei und bewegt sich nicht, man könnte ihn für eine Statue halten. Da rückt ihm die kleine Karawane nahe auf den Leib. Nun erst wendet er sein Haupt, stellt sich spitz, pustet, und — geht in entgegengesetzter Richtung flüchtig ab. Warum nimmt er — nicht — an? . . .

Das gleiche passiert bei einer Begegnung am Hange eines Berges, nur mit dem Unterschied, daß dieses Nashorn bei dem geringsten Geräusch sofort den steinigen Hang hinunter poltert.

In noch anderen Fällen sah ich die Tiere unverhofft mit wahrer Berserkerwut und ohne jede sichtbare Veranlassung aus dem Grase stürzen, dabei alles über den Haufen rennend, was sich ihnen in den Weg stellte. Was war hier die Ursache?

Ich habe mir aus meinen eigenen Erfahrungen die Sache so zurechtgelegt: Irgendwo steht oder liegt im dichten Busch oder Grase das Nashorn. Da hört es plötzlich das fremde Geräusch. Es sieht nichts, weiß nicht, aus welcher Richtung es kommt, und stürzt nun in seiner Ratlosigkeit und der nicht abzuleugnenden Bosheit blindlings auf den vermeintlichen Ruhestörer los. Als Gegenbeweis dient mir, daß ich bei meinen nicht wenigen Begegnungen niemals derartige Attacken — in ganz offener Steppe erlebt habe. Die Angriffe geschahen stets im Busch oder hohem Grase, wo das an sich schon geringe Sehvermögen noch weiter herabgemindert wurde.

Daß das Nashorn ein nicht zu unterschätzender gefährlicher Gegner ist, steht zweifellos fest, von einer gewissen Schreckhaftigkeit kann es sich aber nicht lossagen. Gut — es soll die Bezeichnung „wild“ behalten —, aber so absolut läßt es sich nicht immer entscheiden, welche Untugend bei ihm mehr vorherrscht. Mir gegenüber hat es sich jedenfalls

so verschieden gezeigt, daß ich nicht anders urteilen kann. Bei meinen vielen, z. T. nahen Lockversuchen bei Nashörnern und Elefanten konnte ich so recht die Verschiedenheit des Betragens beobachten; erstere waren ausnahmslos beim leisesten Laut oder einem Geräusch blitzartig auf den Beinen, letztere dagegen drehten sich in aller Gemächlichkeit und Ruhe herum oder traten hin und her. Jedenfalls habe ich den Eindruck gewonnen, daß das Nashorn, abgesehen von seinen anderen Eigenschaften, zu den schreckhafteren Tieren gehört. Trifft der Jäger mit diesem kapitalen Wilde zusammen, so muß er, da es absolut unberechenbar ist, auf alles gefaßt sein. Ruhe — und abermals die allergrößte Ruhe ist hier die erste Vorbedingung.

So sehen wir, das Nashorn ist ein Sonderling in seinem Charakter, gerade wie in seiner Erscheinung. Bei all seiner verschrienen Häßlichkeit möchte es übrigens wohl kein einziger Verehrer afrikanischer Tierwelt missen. Ist dieser noch lebende Dickhäutertyp, wenn er noch dazu in seiner freiheitlichen Umgebung dem Beschauer entgegentritt, mit seiner wuchtigen Gestalt und dem behornen Kopf nicht wirklich eine imposante Erscheinung? Welche Fülle von Kraftbewußtsein verkörpert sein Anblick!

Und dennoch — auch er wird der unaufhaltsam fortschreitenden Kultur über kurz oder lang weichen müssen, wenn es auch noch einige Zeit dauern wird.

